

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen

Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen

Band: 51 (1999)

Artikel: Der Forst ist "out", der Wald ist "in" : einige Gedanken zum Umgang mit dem Thema

Autor: Broggi, Mario F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. Der Forst ist «out», der Wald ist «in» – einige Gedanken zum Umgang mit dem Thema

Mario F. Broggi

Der Wald wird geliebt; gemäss jüngster BUWAL-Bevölkerungsbefragung 1998 gehen 58% der Befragten in den Sommermonaten wöchentlich mindestens einmal in den Wald, meist um sich zu erholen. Der Wald ist in seiner Fläche streng geschützt, was 88% der Schweizer und Schweizerinnen beibehalten wollen; die Waldfläche ist gemäss Landesforstinventar von 1985 bis 1995 sogar um 4% oder 47600 Hektaren gewachsen. Dem Wald geht es dennoch nicht gut. Man spricht zwar nicht mehr vom «Waldsterben»; der Begriff wurde zu Beginn der 1980er Jahre geprägt auf dem Erfahrungshintergrund der gigantischen Umweltverschmutzung im ehemaligen Ostblock. Bei uns verläuft die Entwicklung ohne akute Schädigung, aber chronisch mit erkanntem Langzeitrisiko. Die Belaubung oder Benadelung ist offensichtlich schütterer geworden, was auf Stresssymptome hinzuweisen scheint. Die Ursachen bleiben teils immer noch im Dunkeln; wir haben aber genügend deutliche Signale erhalten, die uns auffordern, den Schadstoffeintrag aus der Luft zu senken.

Der Forstwirtschaft geht es zudem ökonomisch schlecht; die Erlöse decken die Holzerntekosten häufig nicht mehr, die Holzpreise liegen tief. Teils besteht auch in der Bevölkerung die Meinung, man schade dem Wald durch Holznutzung. Die immer wiederkehrenden Horrormeldungen aus dem Tropenwald verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Begriff Forst wird zunehmend als Synonym für den Einheitswald aus standortsfremder Fichte verstanden. Forst ist «out», Wald ist «in»: darum spricht man zunehmend vom Walddamt, von der Waldwirtschaft, den Waldwissenschaften. Im Englischen gibt es diese feine Unterscheidung nicht, aber auch dort wird immer weniger von Forestry, dafür von Forest gesprochen.

Einst liebte der deutsche Bundesbürger gemäss Umfragen die Fichte, die Bürgerin eher die Buche und beide zusammen den sauberen Wald. Die Wildnis wurde als Schreckgespenst mit Unordnung, wilden Tieren und Dunkelheit gleichgesetzt. 1998 wünschten sich nur noch 30% einen stark gepflegten Wald. Die Bedeutung der Holzproduktion hat zugunsten anderer Waldfunktionen wie Sauerstoffproduktion, ökologische Funktionen, Erholung und Schutzfunktion abgenommen bzw. wird gar als nachrangig betrachtet. Viele Waldbesitzer verzichten auf die Holzernte und warten mit der Nutzung auf bessere Zeiten. Derzeit werden im Schweizer Wald von

7,5 Mio. m³ verwertbarem jährlichem Holzzuwachs nur mehr rund 5,5 Mio. m³ genutzt. Das durchschnittliche Alter der Bestände hat seit der letzten Forstinventur 1985 gemäss Landesforstinventar 1995 um 6 Jahre auf 97 Jahre zugenommen. Mit 354 m³ pro Hektare Waldfläche weist die Schweiz nach Liechtenstein in Europa den grössten Vorrat pro Flächeneinheit aus. Aus ganzheitlicher Sicht wäre es hingegen sinnvoll, den einheimischen, nachwachsenden Rohstoff und Energieträger Holz für die Holzproduktion nachhaltig zu nutzen, statt ihn von irgendwo aus der Welt in die Schweiz zu transportieren. Ganz offensichtlich ist hier einiges durcheinandergeraten. Soll der Wald nicht mehr Forst sein, ist der Weg zurück zur «Natur pur» als ein Allheilmittel zur Genesung unserer Umwelt? Oder kann der Schutzgedanke in eine sinnvolle, abgestufte und umweltverträgliche Nutzung integriert werden? Versuchen wir hier einige ordnende Gedanken einzubringen.

Statt lauter Bäume den Wald wieder sehen

Der Wald lieferte über Jahrhunderte viele Produkte für das Leben und Überleben des Menschen. Ohne Wald wären die gewerbliche und die Anfänge unserer industriellen Entwicklung nicht möglich gewesen. Der Wald wurde so meist übernutzt und geplündert; erst die geregelte Forstwirtschaft führte das Prinzip der Nachhaltigkeit ein, was bedeutet, dass man nicht mehr Holz nutzt als nachwächst. Die sich entwickelnde Forstwirtschaft regelte die Baumzucht nach Prinzipien, die stark auf die Denkweisen des Menschen ausgerichtet waren und die Erkenntnisse der ökosystemaren Prozesse im System noch vernachlässigten. Jede Bahnfahrt von Zürich nach Bern zeigt uns das Erbe derartigen Handelns: ein Altersklassenwald mit Fichtenstangenäckern, alle gleich alt, alle dicht, weit entfernt von jeder Natürlichkeit, instabil, anfällig auf Wind und weitere Gefährdungen.

Fehlentwicklungen werden in der Forstwirtschaft – pardon Waldwirtschaft – jeweils spät, erst 80 bis 100 Jahre später voll wahrgenommen. Dabei würden die Bäume des natürlichen Waldes das Doppelte bis Dreifache des Alters im Vergleich zur üblichen Erntezeit erreichen. Damit sind zugleich einige Defizite im Schweizer Wald angesprochen: sein Mangel an Natürlichkeit, vor allem im Schweizer Mittelland, das Fehlen von Alt- und Totholz für die Erhaltung der Artenvielfalt und von strukturierten Wäldern – eben der Mangel an Natürlichkeit. Wenn wir zudem nur von Bäumen reden, vergessen wir, dass im Schweizer Wald schätzungsweise 20 000 Tier- und rund 500 Gefässpflanzenarten leben, dies nebst Bakterien, Algen, Pilzen, Flechten und Moosen. Gemessen an dieser grossen Vielfalt machen die rund 120 einheimischen Bäume und Sträucher lediglich wenige Promille aus. Der Wald ist also weit mehr als die Summe seiner Bäume.

Warum brauchen wir Naturwälder?

Urwälder, das heisst ursprüngliche, in ihrem Aufbau von jeher allein durch natürliche Lebensvorgänge geprägte Wälder ohne mittelbare oder unmittelbare menschliche Beeinflussung, finden wir in unseren Breiten kaum mehr. Wir müssen in die hintersten Alpentäler weitab der Zivilisation vordringen, um letzte, meist kleinflächige Reste davon zu finden. Damit fehlen uns die Referenzbilder, wie denn einst die Natur den Wald geschaffen hat. Derartige Bilder können wir nun nach der politischen Öffnung des Ostens besichtigen, so beispielsweise in den ukrainischen Transkarpaten, wo mindestens 25 000 ha natürliche Buchen-, Buchen-Tannen-Fichten-Wälder geblieben sind. Diese wenig berührten Naturwälder ermöglichen uns das Wesen des Waldes und damit auch die Natur besser als bisher zu verstehen. Im Urwald bestechen die starken Baumdimensionen, und jeder vorherrschende Baum ist ein Naturdenkmal. Man ist verleitet, diesen Baumriesen einzeln Namen zu geben.

Der Urwald ist ein starkes Psychotop. Nichts von den brav ausgerichteten Soldaten, die häufig das normale Wirtschaftswaldleben so prägen, nichts von homogenisierten «Kulturen», die man pflanzt und dereinst erntet will und deren Bilder die Beobachtungsgabe eher abstumpfen. Auch ohne Auslesedurchforstung finden sich im Urwald auffällig geradschaftige Stämme. Man vermeint den Wolf, den Luchs, den Bären hinter dem nächsten Baum zu sehen. Sie werden übrigens alle gemäss BUWAL-Umfrage von 1998 von Herrn und Frau Schweizer bei ihrer Rückwanderung in unsere Wildbahn mehrheitlich akzeptiert.

Das Erlauben einer Dynamik, das Gewährenlassen von natürlichen Entwicklungen, ist auch bei uns stellenweise möglich. Mehr Naturwälder unter natürlichen Lebensbedingungen sind also auch bei uns erwünscht, möglich und kein Luxus.

Schlüsse für den Schweizer Wald

Die Forstwirtschaft hat den hervorragenden Ansatz des Prinzipes der Nachhaltigkeit entwickelt. Die gleiche Forstwirtschaft ahmte aber auch wohl zu stark technoidre Lösungen nach, als wäre unser Wirtschaftsobjekt dressierbares Leben. Die Waldbehandlung ist ein Abbild unserer Gesellschaft. Die wichtigen Grundsätze einer naturgemässen Waldbehandlung sind aber heute erkannt. Es werden strukturreichere Wälder daraus resultieren, das Landesforstinventar 1998 zeigt die ersten zaghaften positiven Resultate an. Auch bei einer naturgemässen Waldbewirtschaftung bleibt die Holznutzung wichtig und unbestritten. Um jedoch dem Grundsatz der Nachhaltigkeit auch in seinen biologischen und ökologischen Aspekten und Zusammenhängen

gerecht zu werden, ist es unerlässlich, Reserve ohne beziehungsweise mit spezieller Nutzung auszuscheiden. Da in Reservaten der Anspruch auf Wirtschaftlichkeit entfällt, können Naturschutzanliegen maximal berücksichtigt werden. Noch 1994 wünschten gemäss einer Pro Natura-Umfrage 59 % der Bevölkerung einen sorgfältig herausgeputzten Wald (in: Broggi und Willi, 1995). Die Aufklärung der Naturschützer und Förster hat Früchte getragen. 1998 meinen 25 % aller Befragten, dass ein sich selbst überlassener Wald seine Aufgaben am besten erfüllt, und 45 % wünschen sich einen nur schwach gepflegten Wald. 77 % der Bevölkerung würden Schweizer Holz auch dann gegenüber dem ausländischen Holz bevorzugen, wenn dafür mehr Geld bezahlt werden müsste. Eine sehr deutliche Absage erteilen die Schweizerinnen und Schweizer dem freien Import von Tropenholz. Hierfür sprechen sich nur 5 % der Befragten aus. Holz ist ein Material nahe beim Menschen und der Natur. Der Holzbau liegt in der Schweiz wieder im Trend. Es gilt hier auf Qualität anstelle der Quantitäten von anderswo zu setzen. Wir brauchen ein Label (Gütesiegel), welches diesen Namen verdient, und keinen Wildwuchs wie bei der Landwirtschaft. Mit der vermehrten Nutzung schweizerischen Holzes und seiner Verarbeitung im Land (ein Fünftel des Rohholzes wird immer noch wie von einem Entwicklungsland exportiert) wird eine Wertschöpfung im Inland ermöglicht. Es werden Arbeitsplätze erhalten, und zwar dort, wo sie besonders wichtig sind, so in den peripheren Lagen. Dafür muss man aber etwas tun. Es genügt nicht mehr, als Förster sein Holz an die Waldstrasse zu schleppen und auf Abnahme durch den Säger zu warten. Es gibt derzeit noch viele Schwachstellen in der Produktionskette Holz. Die Forstwirtschaft denkt noch zu wenig kundenorientiert. Auch ist das unternehmerische Denken zu wenig entwickelt. Die Bildung von besitzübergreifenden Produktions- und Handlungseinheiten ist unerlässlich. Die bisherige Forstdienst-Kultur, die zweifellos für die Walderhaltung grosse Erfolge erzielt, ist im Hinblick auf den globalen Wettbewerb zu hinterfragen. Konkurrenzfähige Holzernte- und Verteilungs-Kompetenz sind zwingend mit Qualitäts- und Umweltmanagementsystemen zusammenzuführen, da Qualität und ökologische Aspekte ebenso wettbewerbsbestimmend sein werden wie die reine Produktionswirtschaft.

Forstliche Leitbilder zum Wald sind also ständig zu revidieren, an neue Entwicklungen anzupassen. Es ist insbesondere zu diskutieren, welche dem Wald auferlegten Aufgaben – allenfalls regional modifiziert – inskünftig wie zu gewichten sind. Nicht alle Waldfunktionen können überall gleichzeitig erfüllt werden. Der Wald ist keine «Vierfruchtkonfitüre», aber sein Schutz und seine Nutzung schliessen sich insgesamt nicht aus.